

WV studium

Band 48

Gerhard Helbig

Geschichte der neueren Sprachwissenschaft

8. Auflage

Germanistisches Seminar
Signatur: Sa 517 a
der Universität Heidelberg

Helbig, Gerhard:

Geschichte der neueren Sprachwissenschaft/

Gerhard Helbig. — 6. Aufl. — Opladen:

Westdeutscher Verlag, 1983.

(WV-Studium; Bd. 48)

NE: GT

C-1800477

ISBN 978-3-531-22048-2 ISBN 978-3-663-14419-9 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-14419-9

- 1.—10. Tausend März 1974
- 11.—15. Tausend Februar 1975
- 16.—19. Tausend September 1976
- 20.—22. Tausend Januar 1979
- 5. Auflage 1981
- 6. Auflage 1983
- 7. Auflage 1986
- 8. Auflage 1989

Lizenzausgabe für Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen 1983

Mit freundlicher Genehmigung des VEB Bibliographisches Institut Leipzig,

© 1970

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Horst Dieter Bürkle, Darmstadt

Inhalt

Vorwort	9
1. Die Situation der Sprachwissenschaft vor de Saussure	11
1.1. Die romantische Sprachwissenschaft	11
1.2. Die junggrammatische Schule	14
1.3. Die Überwindung der Junggrammatiker	20
1.3.1. Die psychologische Richtung	20
1.3.2. Die neoidealistische Geistesgeschichte	22
1.3.3. Die Mundartforschung	26
1.3.4. Die Kulturmorphologie	29
2. Die Neuorientierung bei de Saussure	33
2.1. Systemhaftigkeit der Sprache: langue und parole	34
2.2. Synchronie und Diachronie	35
2.3. Bilaterales Zeichenmodell	38
2.4. Die Sprache als immanentes Relationssystem	41
2.5. Bedeutung und Wirkung	42
3. Die Herausbildung der strukturellen Linguistik	46
3.1. Allgemeine Grundlagen	46
3.2. Die Prager Schule	48
3.2.1. Theoretische Konzeption	48
3.2.2. Die Phonologie Trubetzkoy's	52
3.2.3. Die Theorie der binären Oppositionen	57
3.2.4. Die Lehre von der funktionalen Satzperspektive	59
3.3. Die Kopenhagener Schule	60
3.3.1. Die vier Strata	60
3.3.2. Relationsgerüst der Sprache und immanente Algebra	64
3.3.3. Funktions- und Zeichenbegriff	65
3.3.4. Zusammenfassung der Ziele und Einschätzung	68
3.4. Der amerikanische Deskriptivismus	72
3.4.1. Bloomfield's behavioristischer Ansatz	73
3.4.2. Das Meaning-Problem	78
3.4.3. Der Distributionalismus von Harris	80
3.4.4. Auswirkung auf den Fremdsprachenunterricht	84
3.5. Zusammenfassung zu den drei großen Schulen des „klassischen Strukturalismus“	87
3.5.1. Kritik der strukturellen Linguistik	87
3.5.2. Verschiedenheit der Schulen	90
3.5.3. Verdienste der strukturellen Linguistik	92
3.5.4. Hauptmethoden der strukturellen Linguistik	94
3.6. Zur Entwicklung der strukturellen Linguistik in der Sowjetunion	99
3.6.1. Verhältnis von traditioneller und struktureller Linguistik	99

1. Die Situation der Sprachwissenschaft vor de Saussure

1.1. Die romantische Sprachwissenschaft

Ebenso wie die neuere deutsche Literaturwissenschaft war auch die neuere deutsche Sprachwissenschaft ein Kind der Romantik. Vor 1800 richtete sich das Interesse nicht so sehr auf die Sprache als solche, sondern primär darauf, praktische Regeln für den korrekten Sprachgebrauch aufzustellen (vielfach sogar mit dem Zweck, die Sprache vor Veränderungen zu bewahren) oder allgemeine Gesetze des menschlichen Denkens zu entdecken. Die deutsche Sprachwissenschaft erreichte erst im 19. Jahrhundert eine gewisse Geltung und ist – abgesehen von Herders rein philosophischer Besinnung auf die Sprache – vor allem an die Namen Bopp, Rask¹ und Grimm sowie an die *historisch-vergleichende* Methode geknüpft. Vergleichung und Geschichte setzen aber immer bereits ein Zusammensehen, eine *Synthese* von verschiedenen Einzelheiten voraus.

Bopp sah im Anschluß an Friedrich Schlegels Schrift „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ (1808) hinter den indoeuropäischen Einzelsprachen eine ehemalige Einheit und machte damit die Sprachvergleichung zum Allgemeingut der Sprachwissenschaft. Grimms Grammatik ist keine Philosophie über die Sprache – wie zumeist die Sprachwissenschaft vor ihm –, aber auch kein normatives Regelbuch – wie noch viele Grammatiken nach ihm. Er stellt die deutsche Sprachforschung vielmehr auf geschichtliche Grundlagen, wird zum Begründer der historischen Grammatik und löst die Sprachvergleichung und Sprachgeschichte von der Sprachphilosophie und Logik.² Er schreibt der Sprache keine Gesetze *vor*, sondern *beschreibt* ihre Gesetze aus ihrer Geschichte.³

Die mit Bopp für das Indoeuropäische und mit Grimm für das Germanische begründete Sprachvergleichung bezog sich vorerst auf die Laut- und Form-

¹ Der Däne Rask wurde in Deutschland weniger bekannt, da die meisten seiner Werke nur aus zweiter Hand – oft durch Grimms Vermittlung – zugänglich sind. Zu seinen Verdiensten vgl. Thomson, W.: Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Halle 1927, S. 58; Waterman, J. T.: Perspectives in Linguistics. Chicago/London 1963, S. 19; Jespersen, O.: Die Sprache, Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung. Heidelberg 1925, S. 18ff.

² Vgl. dazu Delbrück, B.: Einleitung in das Sprachstudium. Leipzig 1893, S. 32.

³ Vgl. dazu Newald, R.: Einführung in die deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft. Lahr 1947, S. 60.

verhältnisse. Aber dieser Vergleich der äußeren Lautgestalt war nur als Mittel gedacht, in den bedeutungsmäßigen Zusammenhang einzudringen. Mit Potts Wort „Durch den Buchstaben zum Geiste“⁴ ist im Grunde auch das Anliegen Grimms bezeichnet. Seine universale synthetische Haltung bekundet sich nicht nur in der Sprachgeschichte und Sprachvergleichung, sondern auch darin, daß er die Sprache im Zusammenhang mit den anderen Äußerungen des menschlichen Geistes sehen wollte, daß er in der Sprache ein Tor zu Altertumskunde und Universalgeschichte erblickte, daß er das Wort um der Sache willen erforschte und daß seine deutsche Sprachgeschichte letztlich als Mittel zur Erforschung „deutschen Wesens“ gedacht war. Der erste Aspekt seiner Leistungen trennt ihn von Humboldt, der zweite von der folgenden Generation der Junggrammatiker.

Im Unterschied zu Grimm – der als typischer Repräsentant jenes synthetisch-universalen Beginns unserer neueren Sprachwissenschaft gelten darf – markiert das Werk Bopps (da es die Formen der Sprache in ihren weiteren Verzweigungen verfolgt) bereits einen Übergang von der geschichtlich-synthetischen Sprachwissenschaft zur analytischen Gesetzeswissenschaft der Junggrammatiker.⁵

Wie Grimms Blick, so ist auch der Wilhelm von Humboldts auf das Ganze gerichtet; das Kernstück seines Werkes ist aber nicht *Sprachgeschichte*, sondern *Sprachphilosophie*: Seine Vergleichung gilt in noch stärkerem Maße als bei Grimm dem Inhalt, dem Weltbild. Er will nicht nur die äußeren Sprachformen vergleichen wie Bopp vor ihm und die Junggrammatiker nach ihm: Die Sprache ist für ihn nicht nur Lautgestalt, sondern innere Formung der Welt. Für ihn „liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die ... auf ihn einwirkende Natur ... Die Erlernung einer neuen Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht sein und ist es in der Tat bis zu einem gewissen Grade, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teiles der Menschheit enthält.“⁶ Die Beschäftigung mit der Sprache ist für Humboldt eine Beschäftigung mit den *Sprachinhalten* und den in ihnen ausgeprägten Weltansichten. Die Verschiedenheit der Sprachen „ist nicht eine Verschiedenheit von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“.⁷ Die

⁴ Pott, A. F.: Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, II, 2. Detmold 1867, S. X.

⁵ Vgl. dazu Stegmann von Pritzwald, K.: Kräfte und Köpfe in der indogermanischen Sprachwissenschaft. In: Germanen und Indogermanen, Festschrift für H. Hirt. 2. Bd. Heidelberg 1936, S. 13 ff.

⁶ Humboldt, W. v.: Über die Kawi-sprachen auf der Insel Java. Einleitung: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (1836). Neu hrsg. v. H. Nette. Darmstadt 1949, S. 60 f.

⁷ Humboldt, W. v.: Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. Leipzig 1910, S. 152.

Sprache rückt dabei aus ihrer Funktion als Mittel heraus; sie „ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)“⁸; sie ist mehr eine „Erzeugung“ als ein „Erzeugtes“.⁹ Das führt Humboldt weiter zum Begriff der „inneren Sprachform“¹⁰, auf die es ihm mehr als auf die äußere Sprachform ankommt.

Damit ist bei Humboldt die Konzeption der klassisch-romantischen Sprachwissenschaft zu Ende gedacht: Die Sprache ist in ihrer Ganzheit gesehen, nicht nur als Laut, sondern auch als Inhalt und darüber hinaus in ihrer Beziehung auf den Menschen, die Kultur und das Weltbild.¹¹ Für Humboldt stehen „die Geistes Eigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes ... in einer solchen Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden ... Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nicht identisch genug denken.“¹²

Indem Humboldt hinter der sprachlichen Form das Weltbild sucht, gerät er in Gefahr, die sprachlichen Eigengesetzlichkeiten aus dem Auge zu verlieren und die Sprachwissenschaft zu einem Mittel der Geistesgeschichte zu machen. Es beginnt jene Einstellung – die auch in der Sprachwissenschaft als „Apriorismus“ bezeichnet werden kann –, die in die Sprache leicht etwas Außersprachliches hineinliest. Dabei ist diese Einstellung – im Gegensatz zu manchem seiner Nachfolger, zu denen nicht nur Voßler und Finck¹³, sondern vor allem die „Neuromantiker“ um Weisgerber gehören – bei Humboldt noch maßvoll ausgeprägt. Seinen Schlußfolgerungen liegt ein gesichertes, wenn auch nicht sehr reichhaltiges Sprachmaterial zugrunde. Aber auch darin war er ein Produkt seiner Zeit; denn er hatte eben das Unglück, vor den Junggrammatikern geboren worden zu sein.¹⁴

Freilich ist der Begriff der „inneren Sprachform“ bei Humboldt noch recht unklar; er hat ihn selbst auch nie erklärt, sondern nur in zwei Kapitelüberschriften vorgeführt. Aber was bei Humboldt noch als kühner Ansatz zu werten ist, dem Verhältnis zwischen objektiver Wirklichkeit, gesellschaftlichem Denken und Sprache auf die Spur zu kommen, ist bei vielen seiner Nachfolger – vor allem aus der Schule der „neuromantischen“

⁸ Ebenda, S. 44.

⁹ Ebenda, S. 43.

¹⁰ Ebenda, S. 89 ff.

¹¹ Zu diesem Wesenszug des Humboldtschen Denkens ausführlicher Гухман, М. М.: Лингвистическая теория Л. Вейсгербера. In: Вопросы теории языка в современной зарубежной лингвистике. Москва 1961, S. 124 ff.

¹² Humboldt, W. v.: Über die Kawi-sprachen, a. a. O., S. 41.

¹³ Vgl. Finck, F. N.: Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft. Halle 1905, Kapitelüberschriften auf S. VII, 14, 17.

¹⁴ Vgl. Abegg, E.: Wilhelm v. Humboldt und die Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur, 1921, 1/2, S. 62.

Sprachwissenschaft Weisgerbers – ein reaktionärer Rückgriff auf das Gedankengut der längst überwundenen romantischen Epoche des wissenschaftlichen Denkens, zumal der dazwischenliegende Zeitraum von 150 Jahren unsere Einsichten in die Zusammenhänge von Natur und Gesellschaft bereichert und zugleich schärfere methodische Maßstäbe in allen Wissenschaften gesetzt hat. Im Unterschied zur späteren, rein idealistischen Konzeption Weisgerbers enthält der Begriff des „Volksgeistes“ bei Humboldt – trotz aller Mystifikation – wesentliche materialistische Elemente, weil er weitgehend geographisch-ethnologisch gefaßt ist.¹⁵ Die Leistung Humboldts steht zu der Grimms nicht nur in einem Verhältnis des Gegensatzes von Sprachgeschichte und Sprachphilosophie, sondern auch in dem der Ergänzung: War Grimm in seinem morphologisch-genealogischen Vorgehen primär an der Wortform interessiert, so ergänzte Humboldt diese Arbeit durch eine inhaltsgerichtete Forschung, die letztlich auf die Erfassung der inneren Sprachform abzielte. Mit ihm (vor allem mit seiner philosophischen Einleitung zum Kawi-Werk) geht die romantische Sprachphilosophie vorerst zu Ende und räumt der nächsten, naturwissenschaftlich und positivistisch ausgerichteten Generation den Platz.

1.2. Die junggrammatische Schule

In die Sprachwissenschaft hielt der naturwissenschaftliche Geist seinen Einzug im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit den sogenannten *Junggrammatikern*, genannt nach einem von Zarncke geprägten Scherzwort.¹⁶ Als ihr Vorläufer darf der persönliche Freund und wissenschaftliche Widersacher Grimms, Karl Lachmann, gelten, der im Gegensatz zu der synthetisch-schöpferischen Begabung Grimms mehr analytisch-kritisch veranlagt war und deshalb zum Meister der Editions-kunst und Textkritik wurde.¹⁷ Eigentlich zur Herrschaft kam diese neue analytische Methode erst in den 70er Jahren¹⁸ und brachte auf ihrem Höhepunkt (1876–1890) eine solche

¹⁵ Vgl. dazu Schankweiler, E.: Wilhelm von Humboldts historische Sprachkonzeption. Diss. Berlin 1959; Lorenz, W.: Zu einigen Fragen des Zusammenhangs von Sprache und Gesellschaft – Eine kritische Auseinandersetzung mit Leo Weisgerber. Diss. Leipzig 1965; Neumann, W.: Wege und Irrwege der Inhaltbezogenen Grammatik. In: Weimarer Beiträge, 1961, 1, S. 139.

¹⁶ Vgl. Specht, F.: Die „indogermanische“ Sprachwissenschaft von den Junggrammatikern bis zum 1. Weltkrieg. In: Lexis, 1948, 1, S. 32.

¹⁷ Über das Verhältnis zwischen den Brüdern Grimm und Lachmann vgl. Burdach, K.: Die Wissenschaft von deutscher Sprache. Berlin/Leipzig 1934, S. 100 ff.

¹⁸ Verschiedene Etappen der junggrammatischen Entwicklung werden unterschieden bei Güntert, H.: Zum heutigen Stand der Sprachforschung. In: Wörter und Sachen. Heidelberg 1929, S. 386.

Fülle von Entdeckungen hervor, wie sie die Sprachwissenschaft kaum wieder erlebt hat. Noch heute zehren wir von den Werken Pauls, Braunes, Streitbergs, Behaghels u. a.¹⁹

Dieser ungeheure Aufschwung war möglich, da die Sprachwissenschaft aufhörte, sich vornehmlich mit allgemeinen philosophischen Problemen zu beschäftigen (wie das die vorhergehende Generation mit Humboldt auf der Basis einer noch ungenügenden Datengrundlage tat), weil sie sich statt dessen konkreten Einzelaufgaben zuwandte. Man hat deshalb von einem Übergang der Sprachwissenschaft aus ihrer *philosophischen* in ihre *historische* Etappe gesprochen.²⁰ Die Sprache wird nicht mehr im Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben betrachtet, sondern wie ein *naturwissenschaftliches* Gebilde (damit tritt an die Stelle des alten, geistesgeschichtlichen ein neues, nunmehr naturwissenschaftliches Apriori). Dabei treten die *Inhalte* zurück und die *Formen*, besonders aber die *Laute* in den Vordergrund. Dieser Betonung der äußeren Sprachform entspricht eine Vernachlässigung der von Humboldt so akzentuierten und von der inhaltbezogenen Grammatik Weisgerbers später wiederentdeckten inneren Sprachform. Es ist bezeichnend, daß in Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“ – dem theoretischen Standardwerk jener Epoche – weder Begriff noch Name der inneren Sprachform überhaupt vorkommt²¹ und daß Delbrück die Frage verneint, ob der Begriff der inneren Sprachform „etwas Faßbares und Brauchbares“ sei.²²

Die Laute wurden von den Junggrammatikern in einer Weise betont, daß man geradezu um *ausnahmslose* Lautgesetze bemüht war. Das Lautgesetz, das dem Begriffe nach ursprünglich nur als Metapher gedacht war, wurde bald als *Naturgesetz* aufgefaßt.²³ Die Sprachwissenschaft sollte durch Gesetze in eine so exakte Wissenschaft verwandelt werden, daß sie sich mit den Naturwissenschaften messen und das sprachliche Geschehen nicht nur beschreiben, sondern auch erklären konnte. Am schärfsten ist diese Forderung nach Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze wohl von dem Slawisten Leskien formuliert worden, und zwar mit folgender Begründung:

„Läßt man ... beliebige zufällige, untereinander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man

¹⁹ Zur junggrammatischen Methodik in der russischen Sprachwissenschaft vgl. Шахматов, А.: Синтаксис русского языка. Ленинград 1941, S. 59.

Zur marxistischen Einschätzung der junggrammatischen Schule vgl. auch Steinitz, W.: Über die Aufgaben der Abteilung „Deutsche Sprache der Gegenwart“. In: Das Institut für deutsche Sprache und Literatur. Hrsg. v. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1954, S. 85 ff.

²⁰ Vgl. Delbrück, B.: Einleitung in das Sprachstudium, a. a. O., S. 142.

²¹ Vgl. dazu Porzig, W.: Der Begriff der inneren Sprachform. In: Indogermanische Forschungen, 1923, S. 152.

²² Delbrück, B.: Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Teil I. Straßburg 1893, S. 42.

²³ Vgl. Wrede, F.: Zur Abwehr. In: Teuthonista, 1925/26, S. 26.

im Grunde damit, daß das Objekt der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist.²⁴

Dieses Credo läßt deutlich werden, daß die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze im Grunde nicht aus sprachlicher Beobachtung selbst stammt, sondern aller sprachlichen Beobachtung als *naturwissenschaftliches Apriori* gleichsam vorgeordnet ist: Wenn die Sprachwissenschaft eine exakte Wissenschaft im Sinne der positivistisch-naturwissenschaftlichen Auffassung sein will, muß es in ihr ausnahmslose Gesetze geben. Als Ergänzung zum Lautgesetz wurde die Analogie (d. h. ein psychologischer Begriff) zur Erklärung herangezogen.

Freilich ist das Schlagwort von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht immer so scharf formuliert worden. Entscheidend ist allein, daß man von sprachlichen Erscheinungen denselben Gesetzescharakter erwartete wie von Naturerscheinungen und man deshalb die Form oder gar den Laut als Beobachtungsobjekt wählte, weil diese ja als kleinste Elemente am ehesten isolierbar sind. Begriffe wie „innere Sprachform“, „sprachliche Weltansicht“, „Volksseele“ u. a. dagegen hatten in diesem positivistischen System keinen Platz, da sie über äußere und faßbare Sprachformen hinausgehen und als „transzendent“ ausgeschlossen wurden. In diesem Verzicht auf unkontrollierbare Termini und außersprachliche Erklärungen liegt ein positiver Zug der junggrammatischen Methodik; allerdings wird – eben deshalb – von der Sprache nicht das Ganze erfaßt; sie wird nicht als System begriffen, sondern nur in ihren Formen und Lauten.

Abgesehen davon, daß sich einige Junggrammatiker selbst von der Starrheit der These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze gelöst haben (unter ihnen Paul²⁵ und Delbrück²⁶), hat diese These grundsätzlich einen doppelten Aspekt: Sie bedeutet zwar einerseits eine Übertragung naturgesetzlicher Denkformen auf die Sprache, andererseits aber war sie als *methodisches Postulat* ein fruchtbarer Ansporn zu minutiöser und detaillierter Kleinarbeit. Gerade dadurch erreichten die Positivisten ihre gütigen Erfolge, gerade dadurch wurde Deutschland damals zu einem führenden Land in der Sprachwissenschaft, gerade dadurch wurden die Konstruktionen

der vorhergehenden romantischen Generation mit Tatsachen gefüllt. Nicht im Charakter der naturwissenschaftlichen Ausschließlichkeit, sondern in dem des methodischen Postulats liegt die geschichtliche Leistung der These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze.²⁷ Deshalb ist es auch geschichtlich unrichtig, die Leistungen der Junggrammatiker als bloßes Absinken von den Höhen Grimms und Humboldts zu deuten.²⁸

Allerdings führen die analytische Kleinarbeit und die Konzentration auf Erscheinungen der äußeren Sprachform zu einer gewissen *Isolierung* der Sprache vom Menschen, zu einer Lösung vom Sprachträger. Das wurde von den Gegnern der Junggrammatiker immer wieder betont: So bezeichnet Ipsen den junggrammatischen Sprachbegriff als „in jedem Sinne wahrhaft unmenschlich“²⁹, Stroh das Sprachproblem als „entseelt und entmenslicht“³⁰. Durch diese Tendenz zur Isolierung vom Menschen und den genannten *Atomismus* zerfällt die Sprache in eine Fülle von formalen und lautlichen Einzelheiten. Diese Einzelheiten erhalten nicht ihren Platz im Sprachsystem, sondern werden in ihrer geschichtlichen Entwicklung verfolgt. So wird etwa die Entwicklung des Lautes „a“ von der althochdeutschen bis in die neuhochdeutsche Zeit betrachtet, ohne daß man die Rolle dieses Lautes im System der betreffenden Sprachstufen (sein Verhältnis zu anderen Lauten) genau untersuchte.

Dieser *Historismus* bildet einen weiteren Wesenszug des junggrammatischen Denkens. Die programmatische Feststellung Pauls über die Reduzierung der Sprachwissenschaft zur Sprachgeschichte lautet:

„Es ist eingewendet, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche ... Was man für eine nicht-geschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials. Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht den Zusammenhang zu erfassen, so betritt man den geschichtlichen Boden, wenn auch ohne sich klar darüber zu sein.“³¹

Diese von Paul geforderte Geschichtlichkeit der Sprachwissenschaft hat aber nichts zu tun mit einer Verbindung zur realen äußeren Geschichte. Die Sprachentwicklung hat bei den Junggrammatikern vielmehr ihre

²⁴ Leskien, A.: Die Deklination im Slawischen, Litauischen und Germanischen. Leipzig 1876, S. XXVIII. Vgl. dazu auch Schmidt, J.: Besprechung von Curtius – Zur Kritik der neuesten Sprachforschung. In: Deutsche Literaturzeitung, Sp. 339–340; Wrede, F.: Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartenforschung. In: Zeitschrift für deutsche Mundarten, 1919, S. 8.

²⁵ Für Paul sagt das Lautgesetz „nicht aus, was unter gewissen allgemeinen Bedingungen immer wieder eintreten muß, sondern es konstatiert nur die Gleichmäßigkeit innerhalb einer Gruppe historischer Erscheinungen“ (Paul, H.: Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle 1898, S. 861).

²⁶ Delbrück zweifelt daran, „ob der Ausdruck Gesetz überhaupt anwendbar sei“, und lehnt eine Bezeichnung als „Naturgesetz“ ab (Delbrück, B.: Einleitung in das Sprachstudium, a. a. O., S. 129).

²⁷ Vgl. auch Ipsen, G.: Sprachphilosophie der Gegenwart. Berlin 1930, S. 6; Malmberg, B.: Structural Linguistics and Human Communication. Heidelberg 1963, S. 3.

²⁸ Das tut etwa Stroh, F.: Der volkshafte Sprachbegriff. Halle 1933, S. 1 ff.; Stroh, F.: Handbuch der germanischen Philologie. Berlin 1952, S. 153 ff.

²⁹ Ipsen, G.: Besinnung der Sprachwissenschaft. In: Indogermanisches Jahrbuch, 1927, S. 5.

³⁰ Stroh, F.: Der volkshafte Sprachbegriff, a. a. O., S. 1.

³¹ Paul, H.: Prinzipien der Sprachgeschichte, a. a. O., S. 19 f.

immanente Geschichtlichkeit, von der Pott – etwas überspitzt – gesagt hat, daß sie „in einem umgekehrten Verhältnis“ zur Realgeschichte stehe.³² Aus dieser junggrammatischen Vorliebe für die Geschichtlichkeit der Sprachbetrachtung ergibt sich eine Zuwendung zu den historischen Grammatiken der Einzelsprachen, zur Methode der Rekonstruktion, zur Schematisierung des genealogischen Geschehens in Stammbäumen – oftmals nicht nur als metaphorische Umschreibung, sondern als Biologismus in der Sprachwissenschaft gedeutet – und die damit verbundene Vernachlässigung der Gegenwartssprache. Die Geschichtlichkeit ist der verbindende Zug zwischen der junggrammatischen Generation und der Generation Grimms, so daß man die Linguistik des 19. Jahrhunderts als vorwiegend historisch ansprechen darf.³³

Aber schließlich genügte auch Paul die Geschichte allein nicht; deshalb schuf er eine Wissenschaft außerhalb der Sprachgeschichte, „welche sich mit den allgemeinen Lebensbedingungen des geschichtlich sich entwickelnden Objekts beschäftigt“.³⁴ Er nannte sie Prinzipienlehre oder Methodenlehre, weil ihm der Ausdruck „Sprachphilosophie“ zu unpositivistisch klang. Diese Prinzipienlehre beschäftigt sich mit den psychischen und gesellschaftlichen Faktoren, die sich – obwohl sie außersprachlich sind – auf die Sprache auswirken. Das psychische Element ist für ihn „der wesentlichste Faktor in aller Kulturbewegung“, die Psychologie „die vornehmste Basis aller ... Kulturwissenschaft“; die Kulturwissenschaft „ist immer Gesellschaftswissenschaft“.³⁵

Nach diesen Äußerungen könnte es scheinen, als ob ein tiefgreifender Unterschied bestünde zwischen der physiologisch-positivistischen Einstellung der ersten Junggrammatiker und der psychologischen Methode Pauls. Diese Verschiedenheit war jedoch ohne Einfluß, auch wenn Pauls Prinzipienlehre bereits den Keim zur Selbstüberwindung mancher junggrammatischer Axiome in sich trug. Paul ist sich mit Osthoff und Brugmann durchaus einig in der Ablehnung des Volksgeistes und anderer überindividueller Erscheinungen. Der positivistische Zug auch bei ihm drückt sich darin aus, daß sprachliche Schöpfungen immer das Werk von einzelnen sind³⁶, daß sein Untersuchungsobjekt nicht die Sprache als geschlossenes System ist, sondern „die Sprechetätigkeit an sämtlichen Individuen in ihrer Wechselwirkung aufeinander“³⁷. Die physiologische Orientierung der ersten Junggrammatiker und die mehr psychologische Orientierung Pauls gehören im Rahmen der positivistischen Methodik zusammen, die die Sprache als bloße Summierung

³² Aussage Potts, zitiert nach Stegmann v. Pritzwaldt, K.: Kräfte und Köpfe, a. a. O., S. 17.

³³ Vgl. dazu Cassirer, E. E.: Structuralism in Modern Linguistics. In: Word, 1945, S. 100; Lohmann, J.: Was ist und was will Sprachwissenschaft? In: Lexis, 1948, I, S. 133.

³⁴ Paul, H.: Prinzipien der Sprachgeschichte, a. a. O., S. 1.

³⁵ Ebenda, S. 6f.

³⁶ Vgl. ebenda, S. 12, 17.

³⁷ Ebenda, S. 22.

von Sprechakten begreift. Eben darin besteht der Atomismus der Junggrammatiker: Sie vereinzeln in ihren geschichtlichen Untersuchungen die sprachlichen Formen, lösen sie aus ihren systemhaften und funktionalen Zusammenhängen, so daß ihre historische Grammatik letztlich zur Geschichte einzelner Laute und Formen wurde und die kommunikative, inhaltliche Seite der Sprache vernachlässigte.³⁸

Gewiß gibt es auch innerhalb der junggrammatischen Richtung – namentlich am Ende – Stimmen gegen die Ausschließlichkeit des Historischen und der Lautgesetze. So gesteht Paul selbst zu, daß einer geschichtlichen Betrachtung der Sprache die Beschreibung von Zuständen gleichsam impliziert werden müsse.³⁹ Curtius spricht sogar von der „verfehlten Nachahmung der Naturwissenschaften“ und von einer Einordnung der Sprache in die „geschichtlichen Geisteswissenschaften“, die ohne ein „vorsichtig tastendes Verfahren“ nicht auskommen⁴⁰; die junggrammatische Axiomatik bezeichnet er als aprioristisch und als im Gegensatz zu den Tatsachen stehend.⁴¹

Im ganzen hat Pauls Prinzipienlehre jedoch die Sprachwissenschaft unbestritten zwei Jahrzehnte lang bestimmt. In der praktischen Arbeit hat sich die junggrammatische Doktrin – vor allem in der deutschen Sprachwissenschaft – bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gehalten, obwohl inzwischen längst andere Strömungen (vor allem seit dem 1. Weltkriege) auf den Plan getreten waren. Davon zeugt Behaghels „Geschichte der deutschen Sprache“, deren 5. Auflage von 1928 der Verfasser ein Vorwort vorausschickt, in dem er „in der Ablehnung der idealistischen Richtung“ beharrt, „die heute ihr Wesen treibt und die ohne tiefer schürfende Begründung das Wort geprägt hat ‚Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte, ist Geistesgeschichte‘“.⁴² Behagel wendet sich auch theoretisch-methodologisch als Anwalt der Junggrammatiker gegen die damals aufblühende Geistesgeschichte und gegen das Schlagwort Burdachs im besonderen. Er wirft der jüngeren Generation vor, daß „das Beherrschen der Tatsachen in Verruf gekommen ist“, daß die *Synthese* zum „Schlagwort der Zeit“ geworden sei und daß „die Vertreter dieser ‚idealistischen‘ Neuphilologie meist solche Gelehrte sind, deren Hauptarbeitsfeld die Literaturgeschichte ist, während die eigentlichen Sprachforscher ihr zum großen Teil ablehnend gegenüberstehen“. Behagel lehnt diesen aprioristischen Import aus der Literaturgeschichte als Vertreter

³⁸ Daß „sämtliche Äußerungen der Sprechetätigkeit an sämtlichen Individuen in ihrer Wechselwirkung aufeinander“ nicht Gegenstand der marxistischen Sprachwissenschaft sein können, haben Kirchner, G., Meier, G. F., Michalk F., Ricken, U., Ruzicka, R., Schuster, H. und Sperber, W. gezeigt (Versuch einer Formulierung von Thesen marxistischer Sprachwissenschaft. In: Zeitschrift für Slawistik 1959, 4, S. 534 ff.).

³⁹ Vgl. Paul, H.: Prinzipien der Sprachgeschichte, a. a. O., S. 26.

⁴⁰ Curtius, G.: Zur Kritik der neuesten Sprachforschung. Leipzig 1885, S. 154f.

⁴¹ Ebenda, S. 93. Wenn Curtius' Stellungnahme von K. Brugmann (Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft. Straßburg 1885) und von J. Schmidt (Besprechung von Curtius, a. a. O., Sp. 339) zurückgewiesen wird, so spricht aus ihnen noch die optimistische Siegesgewißheit der jungen rationalen Generation der Junggrammatiker.

⁴² Behagel, O.: Geschichte der deutschen Sprache. Berlin/Leipzig 1928, S. VII.

einer soliden Tatsachenforschung ab und bestreitet „aufs nachdrücklichste die grundsätzliche Gültigkeit des Satzes, daß Sprachgeschichte Bildungsgeschichte, Geistesgeschichte sei“.⁴³ Er macht den Methodengegensatz zum Generationsgegensatz, verteidigt die Eigengesetzlichkeit der Sprache und wirft den „jüngeren Herren ... ihre leichtfertige Behandlung der Tatsachen“ vor.⁴⁴

Als Behagel diese Auseinandersetzung ausfocht, war die methodologische Entwicklung der Sprachwissenschaft bereits weiter fortgeschritten; denn nach dem 1. Weltkrieg hatten sich mehrere Strömungen herausgebildet, die von verschiedenen Seiten her – an einzelne Thesen der junggrammatischen Doktrin anknüpfend – den Positivismus zu überwinden suchten: Bei dieser *Überwindung der Junggrammatiker* knüpfte die *Psychologie* von Wundt an die Tatsache an, daß die Junggrammatiker die Sprache weitgehend vom Sprachträger gelöst hatten; die *Geistesgeschichte* mit Voßler an die Tatsache an, daß die Junggrammatiker nur die Laute und Formen, nicht aber die Inhalte und die Verbindung zum geistigen Leben gesehen hatten; die *Mundartenkunde* von Wenker und Wrede an die These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze; die *Kultursoziologie* bei Frings und Maurer an die Tatsache, daß die Junggrammatiker die Sprache von der Geschichte isoliert hatten; und schließlich de Saussure mit seiner Neuorientierung an die Tatsache, daß Sprachgeschichte nicht identisch ist mit Sprachwissenschaft, daß die Sprache keine Summierung von Einzelheiten, sondern ein soziales System darstellt. Diese Überwindungsformen des junggrammatischen Positivismus führen zu einer grundsätzlichen Akzentverlagerung des linguistischen Denkens von der Form auf den Inhalt der Spracherscheinungen, bringen dabei aber gleichzeitig in stärkerem Maße außersprachliche Faktoren ins Spiel.

1.3. Die Überwindung der Junggrammatiker

1.3.1. Die psychologische Richtung

Die Überwindung des junggrammatischen Positivismus durch die *Psychologie* ist vor allem an den Namen Wundts geknüpft. Ihm war vorausgegangen eine psychologische Betrachtung der Sprache bei Steinthal, der bereits vor Ausbildung der junggrammatischen Doktrin die Sprache als psychologisches

Objekt angesehen hatte. Weil nach ihm die Sprache nur in ihrer Entwicklung erfaßt werden kann, kann „sie sich gar nicht an die Logik anschließen, sondern nur an die Psychologie“.⁴⁵ Steinthals Abwendung von der Logik erwächst aus seiner Auseinandersetzung mit K. F. Beckers logizistischer Grammatik; „die Vereinheitlichung der Grammatik mit der Logik ist ihre Erbkrankheit“.⁴⁶ Statt an Becker lehnt sich Steinthal wieder an Humboldt an. Er fühlt sich Humboldt so stark verpflichtet, daß er sein Buch „Grammatik, Logik und Psychologie“ nur als Erläuterung des Begriffes der inneren Sprachform aufgefaßt wissen will.⁴⁷ Aber der Humboldtsche Begriff wird nicht nur erläutert, sondern damit zugleich psychologisiert und auf das menschliche Seelenleben zurückgeführt.

Mit Steinthal bahnte sich eine Entwicklung an, die die Psychologie in gefährlicher Weise zu einer Prinzipienlehre für die Philosophie und Geschichte machte. Dieser Entwicklung, die bald zur Zersetzung der spezifisch sprachlichen Kategorien führte, wurde erst um 1900 energisch und endgültig durch Husserls Phänomenologie Einhalt geboten. Steinthal sah seine Aufgabe darin, innerhalb der Sprachwissenschaft den Herrschaftsanspruch der Logik zu beseitigen und diesen Herrschaftsanspruch an die Psychologie zu übergeben; damit ersetzt er jedoch nur eine außersprachliche Erklärung durch eine andere.

Von einer versuchten *Überwindung des junggrammatischen Positivismus* kann man aber erst bei Wundt sprechen. Die Ursachen für diesen neuen psychologischen Anstoß lagen in der Sprachwissenschaft selbst: Da die gesamte innere Seite der Sprache, die Inhalte und Bedeutungen, dem junggrammatischen Denken fremd geblieben waren, trat die Psychologie in diesen leeren Raum und nahm sich der bisher vernachlässigten inneren Seite der Sprache an. Durch Wundt wurde die Sprache nicht nur in die übrigen Ausdrucksbewegungen *eingegliedert*, sondern sie wurde auch aus dem Ausdruck *abgeleitet*.⁴⁸

Zwischen den Anhängern der *Formalisierung* und der *Psychologisierung* der Sprache entwickelte sich bald eine Auseinandersetzung, die sich etwa in der Rektoratsrede Pauls einerseits und der Entgegnung Wundts in den „Problemen der Völkerpsychologie“ auf der anderen Seite spiegelt. Wundt beklagt dabei die Vernachlässigung der Psychologie durch Paul, die – weil sie junggrammatischer Tradition entstammt – nicht zufällig sei.⁴⁹ Überdies geht es Wundt um *Völkerpsychologie* im Gegensatz zu der aus dem philologischen Individualismus stammenden Individualpsychologie Pauls. Er spricht selbst von einem Streit zwischen dem „philologischen Individualismus“ und dem „psychologischen Kollektivismus“.⁵⁰

⁴³ Ebenda, S. VIII.

⁴⁴ Behagel, O.: Die Alten und die Jungen. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1926, S. 389. Behagel wird unterstützt von H. Arntz (Deutsche Grammatik. In: Germanische Philologie. Festschrift für O. Behagel. Heidelberg 1934, S. 79), während H. Sperber (Sprachwissenschaft und Geistesgeschichte. In: Wörter und Sachen, 1929, S. 186) eine vermittelnde Stellung einnimmt.

⁴⁵ Steinthal, H.: Grammatik, Logik und Psychologie. Berlin 1855, S. 217.

⁴⁶ Ebenda, S. VII.

⁴⁷ Ebenda, S. XX.

⁴⁸ Vgl. Wundt, W.: Völkerpsychologie. 1. Bd., 1. Teil. Leipzig 1900, S. 31.

⁴⁹ Vgl. Wundt, W.: Probleme der Völkerpsychologie. Leipzig 1911, S. 36f.

⁵⁰ Ebenda, S. 62.

Indem Wundt die Sprache dem psychischen Bereich der Vorstellungen und Ausdrucksbewegungen zuordnet, gewinnt er sicher neue Gesichtspunkte für die Sprachbetrachtung (etwa den Ganzheitsbegriff in der Syntax oder den Apperzeptionsbegriff in der Bedeutungswissenschaft). Der positive Aspekt von Wundts psychologischer Interpretation der Sprache liegt in dem Versuch (dem ersten bedeutenden nach Grimm und Humboldt), die Sprache nicht nur von der lautlich-formalen, sondern auch von der inhaltlich-bedeutungsmäßigen Seite her zu verstehen.⁵¹ Aber gerade dadurch führen seine Bemühungen von der Sprache ab und lösen die Sprache weitgehend in Außersprachliches auf. Bei Wundt beginnt – nach der junggrammatischen Isolierung und Atomisierung der Sprache – wieder die Synthese und der Zug zur Transzendierung der Sprache.⁵²

1.3.2. Die neoidealistische Geistesgeschichte

Der Versuch, das junggrammatische Denken durch die *Geistesgeschichte* zu überwinden, stammt aus der Romanistik und ist an die Leistung Karl Voßlers geknüpft. Voßler führt die geistesgeschichtlich-idealistische Methodik in die Sprachwissenschaft ein und steht damit von Anfang an in entschiedener Gegnerschaft zu den Junggrammatikern. Schon in seinem ersten methodologischen Werk von 1904 („Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft“) hat Voßler von der idealistischen Warte aus scharf mit der positivistischen Forschung abgerechnet, die bei den Tatsachen stehenbleibt und keine kausale Erklärung bietet. Während dies für die Positivisten „strenge objektive Wissenschaft“ war, ist es für Voßler „gar keine Wissenschaft. Es ist der Tod des menschlichen Denkens ... Es bleibt nur ein Chaos von Rohstoff, ohne Form, ohne Ordnung, ohne Zusammenhang. Man entziehe unserer Wissenschaft den Kausalitätsbegriff, und sie ist tot.“⁵³ Voßler lehnt nicht nur die von den Junggrammatikern so betonte Lautlehre restlos ab (sie läßt sich ja am wenigsten geistesgeschichtlich erklären), sondern verwirft auch die gesamte Grammatik als unwissenschaftlich. Sie ist für ihn „ein von nimmermüden Positivisten angelegter unermeßlicher Kirchhof, wo allerhand tote Sprachteile in Massen und Einzelteilen hübsch eingebettet liegen, und die Gräber sind mit Aufschriften versehen und numeriert.“⁵⁴ Im Gegensatz zu diesem „Modergeschmack der positivistischen Philologie“ ist für Voßler die Stilistik das „Alpha und Omega der Philologie“.⁵⁵ Sprachwissenschaft ist für ihn – den Schüler Croces – Stilistik, ist

⁵¹ Vgl. dazu auch Ipsen, G.: Der neue Sprachbegriff. In: Zeitschrift für Deutschkunde, 1932, S. 3.

⁵² Dabei ist es nicht wesentlich, ob er *subjektiv* die Absicht gehabt hat, die Resultate der Völkerpsychologie auf die Sprache zu übertragen; das wird etwa von L. Sütterlin (Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Heidelberg 1902, S. 3) verneint.

⁵³ Voßler, K.: Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Heidelberg 1904, S. 2f.

⁵⁴ Ebenda, S. 38.

⁵⁵ Ebenda, S. 24.

Kunstgeschichte.⁵⁶ Da Voßler den Geist als Ursache aller sprachlichen Erscheinungen ansieht, verliert die Sprachwissenschaft wieder – ähnlich wie bei Wundt – ihren eigenen Gegenstand. Die Sprache wird in Geist aufgelöst, die Sprachgeschichte wird zur *Geistesgeschichte* deklariert. Voßler wendet sich zugleich gegen die Paulsche These von der Geschichtlichkeit aller Sprachwissenschaft und stellt ihr seine These entgegen, daß alle Sprachwissenschaft ästhetisch ist.⁵⁷ Freilich ist der Begriff des Ästhetischen bei Voßler mehrdeutig und meint in diesem Zusammenhang offenbar soviel wie „mit Sinn versehen“.⁵⁸

Von Voßlers methodologischem Erstlingswerk her datiert der Einbruch des synthetisch-geistesgeschichtlichen Denkens in die Sprachwissenschaft. Durch Voßler und die von ihm ausgehende idealistische Neuphilologie wird die Sprachgeschichte zur Geistesgeschichte. Voßler leistet damit im Grunde das für die Sprachwissenschaft, was Dilthey für die Literaturwissenschaft und Rickert für die Geisteswissenschaften überhaupt geleistet hatten.⁵⁹ Bereits in der Festschrift für Voßler mit dem für die ganze Richtung bezeichnenden Titel „*Idealistische Neuphilologie*“ wird in der Widmung Voßlers Verdienst, die Sprachwissenschaft von der junggrammatischen Analyse zur philosophischen Synthese geführt zu haben, deutlich hervorgehoben.⁶⁰ Auch Voßlers weitere methodologische Werke⁶¹ bauen seine Thesen weiter aus, betten die sprachlichen Tatsachen in ihren kulturgeschichtlichen Hintergrund ein und begreifen sie als Spiegelung der Kulturgeschichte.

Das auffallend Subjektive, Extreme und Einseitige, das uns schon bei den angeführten Äußerungen Voßlers auffällt, ist nicht nur charakteristisch für die neoidealistische Richtung, sondern entspringt zu einem großen Teil auch dem ausgesprochen künstlerischen Charakter Voßlers und seinem ausgeprägten Persönlichkeitsgefühl.⁶² Es äußert sich nicht zuletzt in einer zu

⁵⁶ Ebenda, S. 42.

⁵⁷ Vgl. ebenda, S. 96.

⁵⁸ Ausführlicher zur Mehrdeutigkeit des Begriffes „Ästhetik“ bei Voßler vgl. Ipsen, G.: Sprachphilosophie der Gegenwart. Berlin 1930, S. 18. Allerdings scheint es kaum gerechtfertigt, wenn Ipsen Voßler als Begründer einer neuen Sprachphilosophie ansieht, die die Sprache als Sprache betrachtet und „nach dem einzigartigen, ausschließenden Wesen der Sprache, nach dem Nichts-als-Sprache-Sein“ stellte (S. 4).

⁵⁹ Vgl. Dilthey, W.: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Ges. Schriften, VII. Bd. Berlin/Leipzig 1927; Dilthey, W.: Einleitung in die Geisteswissenschaften. Leipzig 1883; Rickert, H.: Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Tübingen 1926; Rickert, H.: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen 1929.

⁶⁰ Vgl. Idealistische Neuphilologie. Festschrift für K. Voßler. Hrsg. v. Klemperer und Lerch. Heidelberg 1922, S. VI.

⁶¹ Vgl. etwa Voßler, K.: Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Heidelberg 1905; Voßler, K.: Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Heidelberg 1921; Voßler, K.: Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie. Heidelberg 1923; Voßler, K.: Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg 1925.

⁶² Vgl. dazu Funke, O.: Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie. Bern 1927, S. 96–97.

großzügigen Behandlung der Tatsachen, in seiner terminologischen Unsicherheit und Unschärfe, für die er mehrfach gerügt worden ist.⁶³ Er selbst behauptete von sich, mehr nachgedacht als nachgelesen zu haben, und beschwor damit nur die notwendige Antwort herauf, daß sein „Nachlesen ... hätte ausgiebiger sein müssen“.⁶⁴

Wie weit Voßler von der Sprache selbst entfernt ist, zeigt seine Forderung, die Sprache nicht als akustisches Phänomen, sondern „als Erzeugnis des Geistes, als Schöpfung“, zu studieren; denn der Geist ist für ihn „das Reale, wovon wir ausgehen und wozu wir zurück müssen“.⁶⁵ Diese Art der Transzendierung hat im einzelnen mit Wundts Bemühungen nicht viel gemein; denn Voßler lehnt die Psychologie ab und rät den Psychologen, sich zu entschließen, „ob sie Erkenntnistheorie oder Physiologie treiben wollen. Mit ihrem naturphilosophischen Mischmasch sind sie uns allen ein Greuel und eine Gefahr geworden.“⁶⁶

Als Voßler später seine Methodologie auf den praktischen Gegenstand der französischen Sprache anwendet⁶⁷, benutzt er die Sprache eigentlich nur als *Illustration der Kultur*; sie wird nicht um ihrer selbst willen erforscht, nicht, um ihren inneren Gesetzmäßigkeiten nachzugehen, sondern hat nur dokumentarischen Wert für außersprachliche Erscheinungen. Natürlich ist es Voßler nicht verborgen geblieben, daß man es nicht zu weit treiben darf „im Zurückführen dieser oder jener Sprachform auf die kulturellen Tatsachen“⁶⁸, daß eine solche Arbeitsweise sehr bald an Grenzen stößt, namentlich bei solchen sprachlichen Gegebenheiten (etwa der Laut- und Formenlehre), die einer geistesgeschichtlichen Deutung vom Material her Widerstand leisten. Voßler gesteht zwar ein, daß dort die geistige Deutung schwieriger sei, fordert sie aber trotz alledem.

Voßlers Anliegen ist die innere Sprachform, nicht die „sogenannte historische Grammatik“, die für ihn dasselbe ist, „was ohne den Begriff der Mode oder des Zeitgeschmackes eine Geschichte der Trachten wäre: ein chronologisch und geographisch geordnetes Verzeichnis von Knöpfen, Stecknadeln, Strümpfen und Hosenbändern“⁶⁹, nichts als eine „ausgehungerte Kulturgeschichte der Sprache“.⁷⁰ Die Sprachgeschichte beraubt Voßler ihres

⁶³ Vgl. ebenda, S. 98. Vgl. auch Jaberg, K.: Idealistische Neuphilologie. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1926, S. 2, 12f., 25; Wechsler, E.: Besprechung von Voßler – Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. In: Literarisches Zentralblatt, 1905, Sp. 139.

⁶⁴ Wechsler, a. a. O., S. 140.

⁶⁵ Voßler, K.: Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Heidelberg 1905, S. 43.

⁶⁶ Ebenda, S. 105.

⁶⁷ Vgl. Voßler, K.: Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Heidelberg 1921.

⁶⁸ Ebenda, S. 374f.

⁶⁹ Voßler, K.: Grammatik und Sprachgeschichte. In: Logos, 1910, S. 94. Auch enthalten in: Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie. München 1923.

⁷⁰ Voßler, K.: Das Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte. In: Logos, 1911/12, S. 176. Auch enthalten in: Gesammelte Aufsätze, a. a. O.

eigenen Gegenstandes und löst sie auf: ihr rezeptiver Teil geht in die Kulturgeschichte, ihr produktiver Teil in die Literatur- und Kunstgeschichte ein.⁷¹ Damit fallen Sprach- und Literaturgeschichte z. T. zusammen, haben im sprachlichen Werk denselben Gegenstand, den sie aber mit verschiedenen Methoden behandeln. Die Werke werden „vom Kunst- und Literaturhistoriker als Monumente, d. h. als Dokumente ihrer selbst, vom Sprachhistoriker aber nur ganz allgemein als Dokumente der Kultur, d. h. als ein Reflex des geistigen Lebens betrachtet.“⁷² Da die Literaturgeschichte nach Voßler ihren Gegenstand um seiner selbst willen, die Sprachgeschichte ihn aber als Dokument für anderes betrachtet, zeigt sich deutlich, daß Voßler im Grunde von der Literaturgeschichte herkommt und daß die geistesgeschichtliche Methodik auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft in der Tat aus der Literaturwissenschaft importiert worden ist.

Die Anregungen zu Voßlers Sprachphilosophie stammen aus zwei Quellen: aus der Ästhetik Croces und der Sprachauffassung Humboldts. Croce hatte Voßler gelehrt, die Sprache als Element der Kunstgeschichte zu betrachten⁷³; und Humboldt hatte ihn beeinflusst, die Sprache als Element der Kulturgeschichte zu verstehen. In beiden Fällen aber wird die Sprache mit etwas anderem identifiziert. Daraus resultieren bestimmte Schwächen der Voßlerschen Sprachbetrachtung: Er sieht die Sprache gar nicht in erster Linie als sprachliches, sondern eben als geistesgeschichtliches Phänomen⁷⁴ und löst sie zwar nicht – wie Wundt – im Ausdruck, aber im Geist auf. Er überwindet damit das junggrammatische System nicht von innen, von der Sprache her, sondern *von außen*, vom künstlerischen Ausdruck, von der Dichtung her. Dabei führt er die Sprache letztlich auf Dichtung zurück (statt umgekehrt) und überschätzt das ästhetische Moment in der Sprache⁷⁵; das ist ein Wesenszug, der in der neohumboldtianischen Tradition später etwa auch bei Glinz wiederkehrt.

Da die geistesgeschichtliche Betrachtung nicht sprachimmanent bleibt, führt sie gewöhnlich dort zu Deutungen, wo rein sprachliche versagen. Man bemüht sich nicht mehr mit junggrammatischer Akribie und Gewissenhaftigkeit um innersprachliche (wenn auch nur formale) Gesetzmäßigkeiten, sondern man nimmt seine Zuflucht zu den oft viel bequemerem geistesgeschichtlichen Lösungen. Es ist bezeichnend, daß Voßlers Methodik stärker auf die *deutsche* Sprachwissenschaft wirkte – sicher nicht ohne Einfluß der deutschen Literaturgeschichte, die der Geistesgeschichte bis 1945 geradezu

⁷¹ Vgl. ebenda, S. 167.

⁷² Ebenda, S. 177.

⁷³ Vgl. Croce, B.: Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik. Leipzig 1905; Croce, B.: Ästhetik als Wissenschaft vom Ausdruck und allgemeine Sprachwissenschaft. Tübingen 1930.

⁷⁴ Vgl. Jaberg, K.: Idealistische Neuphilologie, a. a. O., S. 25 u. a.

⁷⁵ Vgl. dazu Ipsen, G.: Besinnung der Sprachwissenschaft. In: Indogermanisches Jahrbuch, 1927, S. 23; Funke, O.: Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie, a. a. O., S. 39, 113ff. Funke erkennt zwar die Schwächen Voßlers, übt aber an ihnen Kritik von seinem eigenen – empirisch-psychologischen – Standpunkt aus (etwa S. 103).

verfallen war⁷⁶ –; daß dagegen die französische Sprachwissenschaft den positivistischen Traditionen (die von den deutschen Junggrammatikern ausgebildet worden waren) stärker verhaftet blieb und von Voßler kaum Notiz genommen hat.⁷⁷

In die deutsche Sprachwissenschaft ist der geistesgeschichtliche Zug hineingetragen worden vor allem von Burdach und Naumann. Von Burdach stammt auch der zum Programm gewordene Satz „Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte“.⁷⁸ Burdach ist – wie Voßler – der Auffassung, „daß jede sprachliche Wandlung nicht einfacher Naturvorgang, sondern der sprachliche Reflex einer Kulturströmung sei“.⁷⁹ In diesem Sinne wendet sich die neue Geschichtssynthese – in der Literatur- und Sprachgeschichte zu der Einheit einer höheren Geistes-, Kultur- und Bildungsgeschichte zusammenfließen – nicht nur gegen die Stoffanhäufungen der sich anbahnenden positivistischen Generation⁸⁰, sondern auch schon gegen die sich anbahnende Geschichtsfremdheit der Phänomenologie.⁸¹ Ähnlich wie Burdach versteht auch Naumann unter Sprache im Anschluß an Humboldt „eine bestimmte Ausdrucksform des Geistes einer Sprachgemeinschaft“ und sieht alle sprachlichen Gesetze – auch Laut-, Akzentgesetze u. a. – als „tief im Geistigen begründet“ an.⁸² Damit wird auch bei ihm, der ausdrücklich Voßler und Burdach als Vorkämpfer geistesgeschichtlicher Methodik in der Sprachwissenschaft nennt, Sprachgeschichte zur Geistesgeschichte.⁸³

1.3.3. Die Mundartforschung

Die Überwindung und Weiterführung der junggrammatischen Doktrin erfolgte auch von der Seite der *Mundartforschung*.⁸⁴ Gewiß gab es die Mundartforschung auch schon früher: Sie arbeitete zunächst mit vorwiegend

⁷⁶ Das ist sehr leicht abzulesen an den literaturwissenschaftlichen Standardwerken jener Zeit (etwa von Unger, Cysarz, Gundolf, Bertram, Petersen, Korff, Ermatinger u. a.). Zur Entwicklung dieses Verfallsprozesses vgl. Krauss, W.: Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag. In: Sinn und Form, 1950, 4.

⁷⁷ Vgl. dazu Jaberg, K.: Idealistische Neuphilologie, a. a. O., S. 2.

⁷⁸ Burdach, K.: Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. V. Berlin 1926, S. 233.

⁷⁹ Burdach, K.: Die Wissenschaft von deutscher Sprache. Berlin/Leipzig 1934, S. 126.

⁸⁰ Vgl. Burdach, K.: Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. I. Bd., 1. Teil. Halle 1925, S. VIII ff.

⁸¹ Vgl. ebenda, S. IX.

⁸² Naumann, H.: Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache als Geschichte des deutschen Geistes. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1923, 1, S. 139.

⁸³ Auf dem Gebiet der spezielleren Sprachgeschichte ist die gleiche Tendenz wirksam etwa bei Karg, F.: Deutsche Sprachgeschichte. In: Grundriß der Deutschkunde. Bielefeld/Leipzig 1927, S. 120.

⁸⁴ Zur Geschichte der Mundartforschung von einem neueren Gesichtspunkt vgl. Schirmunski, V. M.: Deutsche Mundartkunde. Berlin 1962, S. 56 ff.

statistischen Methoden zu dem Zweck, frühere Sprachzustände aufzuheben, und war in junggrammatischer Zeit *phonetisch* verfeinert worden.⁸⁵

Eine grundsätzliche Wende wurde aber erst erreicht mit der Schaffung von Sprachatlanten, mit deren Hilfe die Mundartforschung berufen war, den um 1870 brennenden Streit um die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu entscheiden. Als Wenker seinen „Sprachatlas des Deutschen Reiches“ (1876–1881) schuf, wurde eine neue Epoche in der Mundartforschung eingeleitet: Die Mundarten wurden *geographisch* und *historisch* vertieft, die Mundartkunde wurde zur *Dialektgeographie*. Wenker hatte ursprünglich den Plan, durch seinen auf Erforschung der lebenden Mundarten beruhenden Sprachatlas die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu bestätigen, d. h. dem bisher theoretischen Axiom induktiv beizukommen. Bei der Verwirklichung seines Planes stellte sich aber gerade das Gegenteil heraus. Es gibt keine ausnahmslos wirkenden Gesetze, ja nicht einmal scharf umrissene Mundartgebiete⁸⁶; so sprach man in der Folge von Kern-, Saumlandschaften und Linienbündeln.

Weil der Wenkersche Sprachatlas im Streit um die Lautgesetze geboren war, war er – im Unterschied zum französischen *Wortatlas* – im wesentlichen auf *Laute* und *Formen* beschränkt und blieb damit der junggrammatischen Tradition noch verhaftet. Immerhin konnte Wenkers Nachfolger Wrede den Atlas auch durch die direkte Methode der Befragung und Beobachtung von Mundartsprechern bestätigen – Wenker war noch auf die indirekte Methode mit Fragebogen angewiesen – und damit die Dialektgeographie legitimieren.

Durch die Verknüpfung des sprachlichen Geschehens mit dem Raum erhält die bisher isolierte Sprachbetrachtung eine Fundierung in der außersprachlichen Realität. Wrede selbst spricht im Gegensatz zu den Lautgesetzen, die „überirdische Sprachelysien“ konstruieren, zu Sprachgeschichten, „wie der Systematiker sie haben möchte, wie sie aber in Wirklichkeit zumeist nicht existieren“, von „Sprachbildern der nüchternen Alltäglichkeit“, von „flotten Lebensbildern der Wirklichkeit“, „die über die exakten Vorschriften der Lauthygieniker lachend hinweggaukeln“.⁸⁷

Durch die Dialektgeographie wurden die Lautgesetze aus ihrer starren naturwissenschaftlichen Isolierung und Verabsolutierung gelöst und auf die Wirklichkeit zurückgeführt, d. h. zu Lautregeln relativiert. Nicht die Naturwissenschaft, sondern die *Geschichte* und *Geographie* geben nunmehr den Boden ab für sprachliche Wandlungen. Freilich wurde durch die dialektgeographische Methode das Interesse von den eigentlich sprachlichen Erscheinungen z. T. abgelenkt auf deren geographische und historische Ver-

⁸⁵ Vgl. dazu Bach, A.: Deutsche Mundartforschung. In: Germanische Philologie. Festschrift für O. Behaghel. Heidelberg 1934; Wrede, F.: Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartforschung. In: Zeitschrift für deutsche Mundarten, 1919, S. 4.

⁸⁶ Vgl. Schirmunski, V. M., a. a. O., S. 127 ff.

⁸⁷ Wrede, F.: Zur Abwehr. In: Teuthonista, 1925/26, S. 30.

breitung, d. h. auf im Grunde außersprachliche Faktoren.⁸⁸ Das ist die eine Begleiterscheinung jener grundsätzlichen Wende, die die Sprachwissenschaft von abstrakten Lautgesetzen zur konkreten Wirklichkeit zurückführt. Eine zweite Einschränkung besteht darin, daß trotz des gewaltigen Fortschritts die Dialektgeographie⁸⁹ noch in einer Beziehung an die junggrammatische Tradition gebunden blieb: Sie achtet zwar auf den Raum und auf die Geschichte der Sprachgebilde, aber vornehmlich auf deren *Laut*-, weniger auf deren *Sinn*seite.

Die Wendung der Mundartenkunde zum Bedeutungsproblem hat erst ihre nächste, sogenannte *volkskundliche* Etappe vollzogen. Das Material der Mundarten soll jetzt dazu benutzt werden, die Geisteshaltung des Volkes, die „Volksseele“ zu erforschen. Die Verbindung von Mundartkunde und Volkskunde vollzogen zu haben geht im wesentlichen auf Friedrich Maurer zurück, für den Volkssprache und Mundart dasselbe sind, das erste ein Begriff der Volkskunde, das letztere ein Begriff der Sprachwissenschaft. Nach Maurer sollen sich beide Wissenschaften gegenseitig befruchten⁹⁰, indem die Sprachwissenschaft sich bemüht, „die lebende Sprache als Äußerung bestimmter seelischer Haltungen zu fassen“ und „auf Grund der Volkssprache Beiträge zur Erkenntnis der Volksseele zu liefern“.⁹¹ Daraus ergibt sich die Aufgabe, „zu den seelischen Kräften vorzudringen, die hinter den sprachlichen Wandlungen stehen“.⁹² Damit erfolgt die Überschreitung des rein Sprachlichen nicht nur – wie bei der Dialektgeographie – nach Geographie und Geschichte hin, sondern die Mundart wird letztlich als Mittel zur Erforschung des Weltbildes benutzt.⁹³ Damit wird eine bestimmte Gefahr deutlich, wie sie später in der inhaltbezogenen Grammatik noch viel ausgeprägter wird: die Gefahr, bei irrationalen und letztlich unmeßbaren Begriffen, schließlich bei einem mystifizierten Volksbegriff Zuflucht zu suchen. Eine solche Überschreitung des Sprachlichen trifft also nicht nur für Wundts psychologische und Voßlers geistesgeschichtliche Sprachauffassung zu, sondern auch für die Mundartenkunde, wenn auch hier nicht von Anfang an. Die Mundartforschung überschreitet die Grenzen des rein Sprachlichen in zwei Etappen: zunächst nach der Geographie und Geschichte hin in der dialektgeographischen, schließlich nach der allgemeinen Kulturgeschichte hin in der volkskundlichen Etappe.⁹⁴ Innerhalb der Mundartforschung

⁸⁸ Vgl. dazu kritisch auch Stroh, F.: Der Aufbau des Deutschen. In: Germanen und Indogermanen. Festschrift für H. Hirt. 2. Bd. Heidelberg 1936, S. 375.

⁸⁹ Wrede, F.: Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartforschung, a. a. O., S. 18; dort werden bereits 1919 drei Etappen der Mundartforschung – die statistische, die phonetische und die dialektgeographische – unterschieden.

⁹⁰ Vgl. Maurer, F.: Sprachgeschichte als Volksgeschichte. In: Von deutscher Art und Dichtung, 1941, S. 43f.

⁹¹ Maurer, F.: Volkssprache. In: Fränkische Forschungen, 1933, S. 1.

⁹² Ebenda, S. 125.

⁹³ Vgl. dazu Bach, A.: Deutsche Mundartforschung, a. a. O., S. 133.

⁹⁴ Vgl. dazu Frings, Th.: Volkskunde und Sprachgeographie. In: Deutsche Forschung, 1928, S. 91.

selbst spiegelt sich ein Stück der Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Methodologie: Betrachtete die naturwissenschaftliche Mundartforschung isolierte Bestandteile der Sprache, so richtete die dialektgeographische Forschung ihren Blick auf Raum und Zeit der Sprache und die volkskundliche Arbeitsrichtung gar auf den Bedeutungsbereich der Sprache. Damit hat auch die Mundartforschung teil an jener Wende von der Form- zur Inhaltsbetrachtung, die auf diesem Wege zwar den junggrammatischen Atomismus und die ausschließliche Lautbezogenheit überwindet, dabei aber gleichzeitig das Terrain der Sprache selbst verläßt und außersprachliche Faktoren – die z. T. auch in einem wenig exakten Begriffsapparat (Weltbild, Volksseele, innere Form, Geist u. a.) gefaßt sind – stärker zur Geltung bringt.

1.3.4. Die Kulturmorphologie

Das gilt in gleichem Maße für die Überwindung junggrammatischen Denkens durch die *kulturmorphologische* Richtung, die einerseits ein Abkömmling der Mundartforschung ist, andererseits aber Berührungspunkte zur Geistesgeschichte hat und sich von dieser nur durch den Bezugspunkt unterscheidet. Als Vorläufer dieser kultursoziologischen Einstellung kann die Sprachauffassung der in den 20er Jahren erscheinenden Zeitschrift „*Wörter und Sachen*“ angesehen werden (Meringer, Sperber, Güntert). Von Meringer stammt das entscheidende Wort „Sprachgeschichte ist Kulturgeschichte“⁹⁵, das zum Programm der Zeitschrift geworden ist, die die junggrammatische Doktrin zwar überwinden, zur gleichen Zeit aber „auf dem soliden Fundament“ der Junggrammatiker „weiterbauen und die Form mit Inhalt füllen“ will.⁹⁶ Das geschieht, indem die Überbetonung der äußeren Sprachform beseitigt werden soll durch die Beziehung auf die Sachen und auf den Menschen. In der Praxis zeigt sich dann freilich, daß sich der Akzent so stark auf die Sachforschung verlagerte, daß man das Sprachliche manchmal nur als Aushängeschild und Dekoration empfindet.⁹⁷ Diese Wendung zu den Sachen – als extremer Gegenschlag gegen die junggrammatische Lautbezogenheit und Atomisierung – ergibt sich aus der „allerorten sich regenden Neigung zur Synthese“⁹⁸, aus der Güntert den Schluß zieht, die Sprachwissenschaft in das „Ganze der Kulturentwicklung“ einzuordnen; denn sie ist für ihn „zweifelloso eine Geistes- und Kulturwissenschaft“.⁹⁹

Später empfing die kulturgeschichtliche Betrachtung der Sprache ihre entscheidenden Impulse von der Dialektgeographie; die Verbindung ist vor

⁹⁵ Sperber, H.: Sprachwissenschaft und Geistesgeschichte. In: Wörter und Sachen, 1929, S. 173.

⁹⁶ Güntert, H.: Zum heutigen Stand der Sprachforschung. In: Wörter und Sachen, 1929, S. 393.

⁹⁷ Vgl. dazu auch Specht, F.: Die „indogermanische“ Sprachwissenschaft von den Junggrammatikern bis zum 1. Weltkriege. In: Lexis, 1948, 1, S. 254.

⁹⁸ Güntert, H.: Grundfragen der Sprachwissenschaft. Leipzig 1925, Vorwort.

⁹⁹ Ebenda, S. 129.

allem geknüpft worden von Frings und seinen rheinischen Forschungen.¹⁰⁰ Er hat den Nachweis geführt, daß die Sprachgeschichte mit der Kulturgeschichte und mit der allgemeinen Geschichte eng zusammengehört, „daß Sprachgrenzen Kulturgrenzen, Sprachräume Kulturräume sind“.¹⁰¹ Ihm geht es letztlich um eine Kulturmorphologie auf geographischer Grundlage, zu der neben der Sprachwissenschaft auch die anderen Teildisziplinen beizutragen haben, soweit sie geographisch arbeiten. Der geographische Gesichtspunkt ist der Sprachwissenschaft zwar nicht neu; aber er wird jetzt ausgebaut zu einer „zugleich beschreibenden und geschichtlichen *Kulturdynamik* und *Kulturmorphologie* des Raumes und der Räume“¹⁰², zu einer „überwölbenden *Kulturgeographie* und *Kulturmorphologie*“.¹⁰³ Von den drei genannten Stichworten meint die Kulturmorphologie das letzte Ziel, das in dem Gesamtbild der kulturellen Gestalt (morphé) bestehen soll (entsprechend dem geographischen Begriff der Morphologie einer Landschaft); meint die Kulturgeographie den gemeinsamen geographischen Nenner, der die „einzelnen Wissenschaftszweige aus ihrer Vereinsamung erlösen“ soll¹⁰⁴; meint schließlich die Kulturdynamik nichts anderes als das Dynamische des Forschungsgegenstandes, das auch den von der volkskundlichen Richtung der Mundartforschung geprägten statischen Begriff der „Volksseele“ als Forschungsgegenstand ausschließt.¹⁰⁵ Wenn für Frings die Sprache „ein *geschichtsgeschichtlich* bedingtes soziales Gebilde, keine organische Bildung“ ist¹⁰⁶, so weist das in die Richtung seines kulturdynamischen Forschungszieles, das freilich außerhalb des Sprachlichen liegt in der „Ordnung, die der Kulturraum und seine Verknüpfungen bestimmen“.¹⁰⁷ Dadurch wird die Sprachwissenschaft der allgemeinen Kulturmorphologie dienstbar und erhält neue und umfassendere Gesichtspunkte, durch die „die deutsche Sprachgeschichte als *Ausdruck* deutscher *Kulturgeschichte* und deutscher Kulturentwicklung ihren Bau aufrichten“ soll.¹⁰⁸ Nachhaltig vertreten wird diese kultursoziologische Betrachtung der Sprache auch von Friedrich Maurer, der die Kulturmorphologie von Frings und die volkskundliche Arbeitsweise der Mundartforschung zu verknüpfen sucht,

der die *äußere* Dialektgeographie auch mit der *inneren* Geistesgeschichte Voßlers zu verbinden trachtet zu einer Kulturmorphologie im Sinne von Frings; denn nur so erhält „das Schlagwort ‚Sprachgeschichte ist Geistesgeschichte, ist Bildungsgeschichte‘ ... in dieser Form und mit dieser dialektgeographisch-kulturmorphologischen Untermauerung wieder feste Berechtigung“.¹⁰⁹ Darum verknüpft Maurer die Sprachgeschichte mit der Literatur- und Kulturgeschichte, die Wortforschung mit der Sachforschung. Die Sprachgeschichte kann für ihn „nicht als theoretische Entwicklung im luftleeren Raum begriffen werden“; weil sie „eine Äußerung des *Volkes*“ ist, ist sie nur „im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung des Volkes, seinen Voraussetzungen, seinen Schicksalen zu begreifen und darzustellen“.¹¹⁰ Diese Forderung, die Sprachgeschichte mit der realen äußeren Geschichte in Verbindung zu bringen, richtet sich gegen die junggrammatische Auffassung, daß die Geschichtlichkeit nur innerhalb der Sprache selbst bestehe oder sogar im Gegensatz zur äußeren Geschichte stehe. Maurer erstrebt eine „Synchronisierung“ von Vorgeschichte und Sprachwissenschaft¹¹¹ und sucht nachzuweisen, daß die Sprachgeschichte nur dann zu richtigen Ergebnissen gelangt, wenn sie auf der allgemeinen Geschichte aufbaut. So richtig diese Synchronisierung theoretisch ist, so zeigt die praktische Verwirklichung dieses Programmes in Maurers „Nordgermanen und Alemannen“ auch – auf dem ohnehin problematischen Forschungsgebiet der westgermanischen Spracheinheit¹¹² – die Kehrseite dieser Konzeption, die von der Geschichte die Lösung eines Problems erwartet, das zunächst einmal der Sprachwissenschaft aufgegeben ist. Da zumal in vorgeschichtlichen Zeiten, wo die Geschichtswissenschaft selbst noch im dunklen tastet, die Sprachwissenschaft von ihr keine sicheren Resultate erwarten kann, spiegelt sich die Verschiedenheit historischer Forschungsergebnisse in der Verschiedenheit sprachgeschichtlicher Schlußfolgerungen.¹¹³ Wenn die ungelösten Probleme aus der Sprache in die Geschichte verschoben werden,

¹⁰⁰ Über den Ertrag dieser kulturmorphologischen Methode vor allem in der Leipziger Schule vgl. Große, R., u. W. Fleischer: *Forschung und Lehre am Institut für Deutsche und Germanische Philologie*. In: *Lehre – Forschung – Praxis*, hrsg. v. G. Harig u. M. Steinmetz, Leipzig 1963, S. 262 ff.

¹⁰¹ Frings, Th.: *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*. Halle 1948, S. 6.

¹⁰² Frings, Th.: *Sprachgeographie und Kulturgeographie*. In: *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1930, S. 549.

¹⁰³ Frings, Th.: *Volkskunde und Sprachgeographie*. In: *Deutsche Forschung*, 1928, S. 91.

¹⁰⁴ Frings, Th. u. E. Tille: *Kulturmorphologie*. In: *Teuthonista*, 1925/26.

¹⁰⁵ Frings, Th.: *Volkskunde und Sprachgeographie*, a. a. O., S. 105.

¹⁰⁶ Frings, Th.: *Sprachgeographie und Kulturgeographie*, a. a. O., S. 550.

¹⁰⁷ Ebenda, S. 552.

¹⁰⁸ Frings, Th. u. E. Tille: *Kulturmorphologie*, a. a. O., S. 18.

¹⁰⁹ Maurer, F.: *Geschichte der deutschen Sprache*. In: *Germanische Philologie. Festschrift für O. Behaghel*. Heidelberg 1934, S. 203; vgl. auch Maurer, F.: *Mundart – Verkehr – Stamm*. In: *Germanen und Indogermanen. Festschrift für H. Hirt*. 2. Bd. Heidelberg 1936, S. 366 f.

¹¹⁰ Maurer, F.: *Sprachgeschichte als Volksgeschichte*, a. a. O., S. 43.

¹¹¹ Ebenda, S. 48; Maurer, F.: *Nordgermanen und Alemannen*. Straßburg 1942, S. 13, 19.

¹¹² Vgl. dazu Müllenhoff, K.: *Deutsche Altertumskunde*. IV. Bd. Berlin 1898, S. 121 ff.; Kossinna, G.: *Die ethnologische Stellung der Ostgermanen*. In: *Indogermanische Forschungen*, 1896, S. 276 ff.; Wrede, F.: *Ingwäonisch und Westgermanisch*. In: *Zeitschrift für deutsche Mundarten*, 1924; Karstien, C.: *Historische deutsche Grammatik*. Heidelberg 1939; Bach, A.: *Geschichte der deutschen Sprache*. Heidelberg 1953, S. 63 ff.

¹¹³ Vgl. etwa Frings, Th.: *Grundlegung*, a. a. O., S. 33 ff.; Maurer, F.: *Nordgermanen und Alemannen*, a. a. O.; Maurer, F.: *Die westgermanischen Spracheinheiten und das Merowingerreich*. In: *Lexis*, 1948; Maurer, F.: *Zur frühdeutschen Sprachgeschichte*. In: *Der Deutschunterricht*, 1951, 1.

können der Sprachwissenschaft von dort Lösungen vorgegeben werden, die sie grundsätzlich durch immanent-sprachliche Feststellungen zu motivieren hat.

Somit unterliegt auch die kulturmorphologische Methode jener Gefahr, auf die wir schon bei den anderen synthetisierenden Richtungen der Linguistik hingewiesen hatten: Wie bei der psychologischen, geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Methodik besteht die Gefahr, daß man von außen her etwas in die Sprache hineinträgt, ohne es aus der Sprache selbst zu begründen. Die Junggrammatiker waren ihrerseits einem naturwissenschaftlichen Credo unterworfen, beschränkten sich auf Laute und Formen, klammerten die Inhalte und Funktionen weithin aus und verblieben damit innerhalb der Sprache, von der sie freilich nur den äußeren Teil erfaßten. Die synthetischen Richtungen – als Reaktion auf diese Einseitigkeit – brachten nun die vernachlässigten Inhalte, Bedeutungen, Funktionen, die Sinnseite der Sprache stärker zur Geltung, machten sich dabei aber von extralinguistischen Faktoren aus anderen Wissenschaften abhängig. Es versteht sich von selbst, daß damit nichts gegen die gesellschaftliche und außersprachliche Bedingtheit der Sprache gesagt ist. Ganz im Gegenteil: Das Sprachsystem ist kein Selbstzweck, sondern erfüllt sich erst in außersprachlich-gesellschaftlichen Funktionen. Entsprechend ist es in hohem Maße – in seinen verschiedenen Komponenten in verschiedener Weise – von außersprachlichen Faktoren abhängig und bedingt. Aber diese außersprachlichen Faktoren müssen einmal genau untersucht und präzise (d. h. auch ohne mythologischen Begriffsapparat) beschrieben werden. Zum anderen kann man von diesen außersprachlichen Faktoren nicht in unmittelbar-direkter Weise auf sprachinterne (etwa: grammatische) Relationen schließen, weil es nach den Einsichten der gegenwärtigen Sprachtheorie keine 1:1-Entsprechung der Strukturen von Sprache und Wirklichkeit gibt, sondern vielmehr ein nicht-isomorphes, vermitteltes Zuordnungsverhältnis von Wirklichkeit, gesellschaftlichem Denken und Sprache vorliegt. Eben diese beiden Voraussetzungen fehlen der bisher genannten und als „aprioristisch“ bezeichneten außersprachlichen Orientierung. Die Außersprachlichkeit in diesem Sinne überwunden zu haben ist erst ein Verdienst derjenigen Richtungen, die von de Saussure ausgehen und auf eine Erforschung der Sprache als *Sprache* drängen.

2.

Die Neuorientierung bei de Saussure

Diese grundsätzliche Neuorientierung der Linguistik ist geknüpft an den Namen de Saussures. Sie wurde philosophisch von Husserl, dessen philosophischer Analyse des Zeichenbegriffes (verbunden mit subjektiv-idealistischen Elementen einer „Wesensschau“) und dessen Ausschaltung des Psychologismus¹, und soziologisch von Durkheim – vor allem von dessen Wesensbestimmung des Sozialen als außer- und überindividueller Wirklichkeit – vorbereitet. Die Bedeutung de Saussures wird erst voll sichtbar, wenn wir das soeben entworfene Bild von der Lage der Sprachwissenschaft vor de Saussure im Auge haben. Auch de Saussure ging es zunächst – wie Wundt, Voßler, Wrede und Maurer, nur von einer ganz anderen Seite her – um eine Überwindung des junggrammatischen Denkens. Dabei hat er aber zugleich diejenigen mit überwunden, die vor und mit ihm die Junggrammatiker bereits überwunden zu haben glaubten. Mit de Saussure – mit dem die Führung in der Sprachwissenschaft von Deutschland auf das Ausland übergeht – beginnen die Bemühungen, Sprache als Sprache, als System eigener Art zu erfassen, sie nicht zur Form zu reduzieren, sie aber auch nicht in Außersprachliches aufzulösen.²

De Saussure hat seine Lehre vorgetragen in seinen Genfer Vorlesungen seit 1906; erst nach seinem Tode sind sie 1916 als „Cours de linguistique générale“ von seinen Schülern Bally und Sechehaye nach ihren Vorlesungsnachschriften veröffentlicht worden. Auf Grund dieses Entstehens ist dieses grundlegende Werk der modernen Linguistik z. T. uneinheitlich und hat deshalb auch immer wieder Anlaß zu verschiedenartigen Interpretationen und heftigen Diskussionen gegeben.³

¹ Vgl. Husserl, E.: Logische Untersuchungen. 2. Bd., 1. Teil. Halle 1913; Landgrebe, L.: Die Methode der Phänomenologie Edmund Husserls. In: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, 1933, 5, S. 385; Stroh, F.: Allgemeine Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie. In: Germanische Philologie. Festschrift für O. Behaghel. Heidelberg 1934, S. 228; Ipsen, G.: Der neue Sprachbegriff. In: Zeitschrift für Deutsche Sprache, 1932, S. 6.

² Der Überblick von C. C. Fries über die Entwicklung der linguistischen Methodologie (Advances in Linguistics. In: Readings in Applied English Linguistics. Hrsg. v. H. B. Allen. New York 1964, S. 37) wird dieser Neuorientierung kaum gerecht, wenn er – nach der Periode Grimms und der der Junggrammatiker – den dritten Neuanatz bei Sapir sieht.

³ Vgl. dazu Wells, R. S.: De Saussure's System of Linguistics. In: Word, 3, S. 1 ff.; auch enthalten in: Readings in Linguistics. Hrsg. v. M. Joos. New York 1963, S. 1 ff. Vgl. dazu auch Godel, R.: F. de Saussure's theory of language. In: Current Trends in Linguistics. Ed. by T. A. Sebeok. Vol. III. The Hague/Paris 1966, S. 479 ff. Die handschriftlichen Quellen des „Cours“ sind herausgegeben worden von R. Godel: Les sources manuscrites du Cours de linguistique générale (1957). Auf der Basis dieser Quellen wird eine kritische Ausgabe des französischen Originaltextes des „Cours“ vorbereitet (hrsg. v. R. Engler, Wiesbaden 1967 ff.).